



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Die Haselnuß : ein Leipziger Märchen : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ihre lahmen Glieder und sonstigen Schäden irgendwelchen Bädern anvertrauen wollen, sogar Geistesranke sehen wir vertrauensvoll ins warme Bad wandern. Starben sie dort, so bettelten sich ihre Frauen und Kinder wieder nach der Heimat durch.

Ein andres lockendes Ziel kranker Almosenjammler war das Hospital, das sich allerdings auch nur in seltenen Ausnahmefällen unentgeltlich öffnete. Ein Sattlergeselle aus Neundorf, ein Mann von Westerhausen, „der den fressenden wurm im schenkel gehabt“, ein armes Pfarrweib mit zwei Kindern, „dessen Mann im Haupte verrückt, daß er seines Dienstes nicht abwarten können“, suchen die Mittel zur Aufnahme ins Spital von den Leuten zu erbetteln. Zuweilen sind auch hierunter solche, die sich mit einem geliebten Kapital ins Spital gekauft haben und nun durch Almosen sammeln das Geborgte zurückzuerstatten suchen. Genau so war es bei vielen losgekauften Türkenflaven, die nachträglich den Bedarf ihres Lösegeldes zusammenbettelten. Daß dies überhaupt möglich war, beweist, wie reichlich und gern man den wandernden Bettlern, in denen die damalige Zeit eben eine selbstverständliche Erscheinung sah, gegeben haben muß.

Wir haben die unabsehbare Schaar des fahrenden Volkes, wie sie im siebzehnten Jahrhundert sogar einen unbedeutenden Ort wie Coswig durchzog, in ihren flüchtigen Bestandteilen gemustert. Einer spätern Arbeit mag es vorbehalten bleiben, zu schildern, was diese flüchtigen Besucher von ihren Geschicken zu erzählen wußten, und wie sie den Bewohnern des Städtchens manche neue Zeitung von den Weltbegebenheiten aus nah und fern mitbrachten, sich auf diese Weise für das empfangne Almosen doch in etwas erkenntlich zeigend.



Die Haselnuß

Ein Leipziger Märchen von Julius R. Haarkhaus

(Fortsetzung)



ndlich konnte das Konzert beginnen. Der Löwe des Tages stimmte mit großer Sorgfalt sein Instrument, erbat sich zu seiner Stärkung noch ein Glas Portwein, placierte die alte Kommerzienrätin Möbius, die in der dritten Reihe gefessen hatte, hinter eine Säule in der sechsten und spielte das Quartett in Es von Rode. Als er zu Ende war, wurde er mit rauschendem Beifall belohnt, aber er schien gar nicht darauf zu achten, stützte den Kopf in seine weiße, wohlgepflegte Hand und starrte wie geistesabwesend ins Publikum.

Nein, sagte der eine, dieses Flageolett! So etwas haben wir hier noch nicht zu hören bekommen!

Sein Pizzicato hat mir noch weit mehr gefallen, meinte ein anderer, ich habe vor zwei Jahren in Wien Paganini gehört, aber der machte es auch nicht besser!

Daß er die Möbiuffen nicht sehen mag, ist reizend. Wie kann man sich aber auch so eine vorsintflutliche Haube aufsetzen! flüsterte eine Dame ihrer Nachbarin zu.

Ach die Augen, die Augen! lispelte ein junges Mädchen. Dora, ich glaube, er hat mich angesehen. Ich werde die ganze Nacht von ihm träumen.

Der Maestro erhob sich wieder, ließ sich noch ein Glas Portwein geben und begann die Sonate von Tartini, mit der er sich schon im Hause seines Entdeckers produziert hatte. Da geschah es, daß mitten im zweiten Satz ein alter Herr, der im Hintergrund an der Wand lehnte, gähnen mußte. Quietschky brach sofort sein Spiel ab, schleuderte dem Übeltäter einen vernichtenden Blick zu, legte die Geige in den Kasten und verließ ohne einen Gruß das Haus.

Die Gesellschaft war zunächst starr vor Erstaunen und Schrecken; es dauerte ein paar Sekunden, ehe sie das Entsetzliche in seiner ganzen Schwere begriff. Der allgemeine Unwille richtete sich gegen den unglücklichen Urheber des bösen Zwischenfalls, der sich jedoch den Vorwürfen, mit denen er überschüttet wurde, durch schleunige Flucht entzog. Die Herren murxten leise, die Damen desto lauter; zwei von ihnen brachen in Weinkrämpfe aus und konnten nur durch die wiederholte Versicherung, man werde ihrem Abgott ausreichende Genugthuung verschaffen, beruhigt werden. Natürlich dachte man nicht mehr daran, das Konzert fortzusetzen, sondern verbrachte den Abend mit Beratungen darüber, wie man den großen Mann für die ihm zugefügte Kränkung auf eine sinnige und taktvolle Weise entschädigen könnte. Das Ergebnis dieser Beratungen war der Beschluß, bei den Herren Entrepreneurs der Gewandhauskonzerte durchzusetzen, daß Quietschky zur Mitwirkung bei einem der nächsten Konzerte aufgefordert werde. Den Damen genügte das freilich noch nicht ganz, und wenn sie sich auch mit dieser Lösung der ernstesten Frage einverstanden erklärten, so sandten sie ihrem süßen Amadeo doch noch heimlich Blumen- Spenden, Konfitüren, gestickte Pantoffeln und gehäkelte Börse.

Zur Freude aller Verehrer des Meisters ließ sich die Direktion bereit finden, ihn, wenn auch mit großen Opfern, für eines der nächsten Konzerte zu gewinnen. Schon einige Wochen vor dem großen Abend waren alle Eintrittskarten vergriffen, und am Nachmittage des denkwürdigen Donnerstags standen auf dem Alten Neumarkt Kopf an Kopf die Menschen, die den göttlichen Meister wenigstens sehen wollten. Eine halbe Stunde nach der für den Beginn des Konzerts festgesetzten Zeit kam er in einer Chaise an, dankte dem Publikum für die ihm dargebrachten rauschenden Ovationen mit einem müden Lächeln und stieg langsam die Treppe zum Konzertsaal empor.

Bei seinem Eintritt erhob sich die festlich gekleidete Menge und begrüßte den Künstler mit anhaltendem Applaus. Er ließ die Handschuhe nachlässig zu Boden fallen, fuhr mit der weißen Hand ein paarmal über die Sitrn, stimmte einige Minuten sein Instrument und spielte die Tartinische Sonate, die er neulich so jäh abgebrochen hatte. Diesesmal führte er sie jedoch zu Ende. Das Publikum war außer sich vor Entzücken, rief ihn immer und immer wieder auf das Podium heraus und beruhigte sich erst, als der Dirigent Schulz in seinem Namen erklärte, der Maestro spiele grundsätzlich vor einem größern Auditorium nie mehr als ein Stück.

Nach Quietschky's Auftreten fanden die übrigen Mitwirkenden kaum noch Beachtung, denn alles wartete auf den Augenblick, wo der Held des Tages den Saal verlassen werde. Hunderte von Augen waren und blieben auf den Platz gerichtet, wo der große Künstler saß und mit gelangweilten Mienen den Vorträgen zuhörte. Als er sich erhob und nach der Garderobe ging, sprangen alle Damen des Chors

von ihren Stühlen auf und stürzten hinter ihm her, um ihm beim Anziehen des Überrocks behilflich zu sein. Die Vielbenedete, der es gelang, einer andern das geheiligte Kleidungsstück aus den Händen zu reißen und dem göttlichen Virtuosen zum Hineinschlüpfen darzubieten, erlag der Wucht dieses Glücks: sie mußte am nächsten Morgen in eine Anstalt gebracht werden.

Die Presse besprach Quietschky's Auftreten als ein Ereignis von der allergrößten Bedeutung, und die Allgemeine musikalische Zeitung brachte eine besondere Nummer, die ausschließlich dem „Napoleon des Konzertsaals“, wie man den Maestro jetzt nannte, gewidmet war. Das hatte zur Folge, daß sich der Künstler von jetzt an ein paar Haarsträhnen in die Stirn hängen ließ und seinem etwas faden Antlitz einen marmorkalten Ausdruck zu geben suchte. Im übrigen blieb er bei dem erprobten Grundsatz, mit seiner Kunst so viel als möglich zu geizen und die Huldigungen, die ihm von allen Seiten in Form von reichen Geschenken zuströmen, als einen ihm gebührenden Tribut hinzunehmen. Desto fleißiger besuchte er die Weinkeller und die Kaffeehäuser und galt bald bei allen, die dort Bescheid wußten, für den verwegenen und glücklichsten Spieler der Stadt. Man sprach immer nur von seinen Gewinnen, nie von seinen Verlusten, da aber auch solche nicht ausblieben, und da der Maestro überdies auf dem größten Fuße lebte, sich eine herrschaftliche Wohnung in der Katharinenstraße gemietet und auf das prächtigste eingerichtet hatte, auch Dienerschaft, Kutsche und Pferde hielt, so mochten die einzelnen Stimmen doch wohl Recht haben, die da meinten, Quietschky müsse bis über die Ohren in Schulden stecken. Aber was schadete das seinem Ruhm! Wie könnte das Genie den Flug zur Sonne wagen, wenn ihm ein gütiges Schicksal nicht das Geschenk des göttlichen Verächters in die Wiege gelegt hätte!

Die Jahre vergingen. Selten, sehr selten trat der gefeierte Künstler auf. Die Tartini'sche Sonate, durch die sein Glück begründet worden war, hatte er schon einige Male wiederholt. Sie sei eines der dankbarsten Konzertstücke, pflegte er zu sagen, und durchaus dem Fassungsvermögen eines größern Publikums angemessen. Auch das Quartett in Es von Rode spielte er von Zeit zu Zeit und außerdem noch die ungarische Rhapsodie, die er dem Zigeuner abgelauscht haben wollte. Aber darüber hinaus kam er nicht. Man dürfe nicht gleich sein Bestes geben, sagte er, und nichts sei törichter, als das Publikum zu verwöhnen. Dagegen zeigte er sich regelmäßig bei den Gewandhauskonzerten, und als der Dirigent eines Tages gerade vor der Hauptprobe von Haydn's „Schöpfung“ erkrankte, wußte man keinen andern Rat, als den großen Virtuosen zu ersuchen, an Schulzens Stelle den Platz am Dirigentenpulte einzunehmen. Quietschky ließ sich nicht lange bitten, erklärte aber, er unterziehe sich dieser Arbeit nur aus Gefälligkeit für die Herren von der Direktion und den erkrankten Kapellmeister. Und er nahm seine Aufgabe sehr ernst, vertiefte sich in die Partitur und ließ während der Hauptprobe einzelne Sätze zehn- und zwanzigmal wiederholen, ehe sie seinen Anforderungen genügten. Bei dem Konzerte selbst klappte alles vorzüglich, es regnete Vorbeerkränze, und ganz Leipzig war sich darüber einig, daß der Maestro nicht nur der größte Virtuos sondern auch der genialste Dirigent sei. Man sprach und las von nichts anderm mehr und freute sich ganz besonders darüber, daß die Dresdner, die sich auf ihre Hofkapelle immer so viel einbildeten, doch kein Genie vom Range eines Amadeus Quietschky aufzuweisen hätten.

Das Beste aber war, daß der gefeierte Künstler allmählich diese Ansicht zu teilen begann. Er hatte, abergläubisch wie Künstler sind, bisher die Haselnuß, die ihm nach seiner anfänglichen Überzeugung zu seiner glänzenden Laufbahn verholfen hatte, immer bei sich getragen. Aber nach und nach gelangte er zu der Einsicht,

daß ein wahrhaft großer Mann keines Talismans bedürfe, und daß mithin auch er seine Erfolge ganz allein sich selbst zu verdanken habe. Und als er dann wieder einmal im Goldnen Kranich, einer bescheidenen Schenke, wo er auch jetzt noch aus alter Anhänglichkeit an seine frühern Kumpane zuweilen verkehrte, sein ganzes Bargeld verloren hatte und nicht wußte, womit er seine Zechen bezahlen sollte, drückte er dem Wirt die Haselnuß in die Hand und sagte lachend, die sei mehr wert als hunderttausend Taler und werde ihn zum reichsten Manne Leipzigs machen.

Freilich, schon auf dem Wege zum Gewandhaus, wo er gerade an diesem Tage eine eigne Komposition vortragen wollte — denn ihn gelüstete jetzt auch nach dem Vorbeir des großen Tonsetzers —, überkam ihn die Reue. Er fühlte sich zum erstenmal während seiner Künstlerlaufbahn unsicher. Der Applaus, mit dem ihn seine Bewunderer bei seinem Eintritt in den Konzertsaal begrüßten, verriet ihm, daß man etwas Außerordentliches von ihm erwartete. Und dieses Außerordentliche, das wußte er, vermochte er dem Publikum, das er im Grunde seines Herzens verachtete und oft genug mehr oder minder offenkundig verhöhnt hatte, nicht zu bieten.

Er war heute bleicher als je. Als er die Geige ansetzte, perlte ihm der kalte Schweiß auf der Stirn. Vor seinen Augen begann alles zu tanzen, die blühendsten jungen Mädchen in den Zuhörerreihen schienen sich in Megären zu verwandeln, tausend Fächer klappten auf und nieder, und ein unerträglicher Duft von Eau de milles fleurs legte sich beklemmend auf seine Brust.

Die ersten Töne erklangen — schrill und hart: sogar das Instrument schien ihm den Dienst versagen zu wollen. Er hätte am liebsten die Violine weggelegt und wäre auf und davon gegangen, aber die Hydra Publikum bannte ihn mit hundert und aberhundert Augen auf das Podium. Unter körperlichen und seelischen Qualen brachte er das Stück zu Ende, mit den Blicken eines Verbrechers, der aus den Mienen des Richterkollegiums das Urteil zu erraten sucht, starrte er auf das Menschenmeer zu seinen Füßen hinab — alles blieb totenstill, keine Hand regte sich. Er verneigte sich tiefer, als er es sonst zu tun pflegte, da hörte er hier und da ein schwaches, halb höhnisches, halb mitleidiges Lachen. Er wankte in die Garderobe, warf seinen kostbaren Zobelpelz um die Schultern und rannte wie ein Wahnsinniger von dannen.

Am andern Tage las man in der Zeitung: „Über Herrn Quietschky's Auftreten als Komponist im gestrigen Gewandhauskonzert waltete kein günstiger Stern. Der von seinen Verehrern entschieden überschätzte Künstler, der als Virtuose ja über einige blendende aber doch lediglich technische Fertigkeiten verfügt, und dessen Spiel von jeher jede geistige Vertiefung vermessen ließ, hätte besser getan, einem so kunstverständigen und verwöhnten Publikum wie dem Leipziger sein in jeder Beziehung unzureichendes Werk vorzuenthalten. Die Komposition — wenn man diesen Ausdruck überhaupt gebrauchen darf — war im Grunde weiter nichts als ein nicht einmal glücklich verarbeitetes Ragout aus Mode, Tartini und ein paar ungarischen Volksweisen. Daß es dem Künstler nicht gelang, sein opus durch einen einigermaßen befriedigenden Vortrag genießbar zu machen, beweist nur, was wir schon längst vermuteten: daß er seit seinem ersten Auftreten keine Fortschritte gemacht hat und durch den erstaunlich geringen Umfang seiner Begabung auf ein höchst beschränktes Feld der künstlerischen Betätigung angewiesen ist. Wie wir hören, ist bei der königlichen Hofkapelle in Dresden eine zweite Violine freigeworden. Vielleicht entschließt sich Herr Quietschky, sich um die Stelle zu bemühen. Er würde dort, wo man bekanntlich weniger anspruchsvoll ist, seinen Platz gewiß ganz gut ausfüllen.“

Als die Leipziger diese Kritik lasen, schmunzelten sie und meinten, es sei doch gut, daß der Mann endlich einmal die Wahrheit zu hören bekäme. Der eine sagte:

Ich hab's ja immer gesagt: er kann nicht einmal die Noten lesen. — Seine ganze Kunst war weiter nichts als Dressur, erklärte ein anderer, die drei Stücke, die er immer spielte, hatte er sich mit Ach und Krach eingedrillt. Jedenfalls spielte er besser Pharao als Geige. Und das junge Mädchen, das einst von dem göttlichen Maestro zu träumen pflegte, inzwischen aber gesetzter geworden war und von ihrem Mops mehr hielt als von allen Virtuosen der Welt, sagte zu ihrer Freundin: Du, Dora, weißt du auch, woher er die schönen weißen Hände hatte? Der eitle Mensch band sich des Nachts Kalbfleisch darauf.

Und ein halbes Jahr später zog Amadeus Quietschky wieder von Hof zu Hof und war froh, wenn ihm ein mitleidiges Dienstmädchen einen Sechser in den Hut warf.

* * *

An jenem Donnerstag, just um die Stunde, wo Amadeus Quietschky's Stern so jäh erlosch, stand Herr Naue, der Wirt zum Goldenen Kranich, in Hemdärmeln und Schürze am Fenster und drehte zwischen seinen dicken Fingern die kleine Nuß, von der der Musikus gesagt hatte, sie sei mehr als hunderttausend Taler wert. Was mochte er nur damit gemeint haben? Entweder, die Nuß war Quietschky wirklich so viel wert, dann würde er sie, wenn er erst wieder bei Kasse war, mit kuranter Münze einköfen, oder der Geiger hatte sich überhaupt nur einen Scherz erlaubt und würde seine Fesche, die sechzehn Neugroschen betrug, bei der nächsten Gelegenheit bezahlen. Und wenn er es wirklich vergessen sollte, so wollte es Naue das nächstemal schon so einrichten, daß der Musikus, wenn er ein größeres Geldstück zum Wechseln gab, die Haselnuß an Stelle von sechzehn Neugroschen herausbekam. Deshalb mußte die Nuß gut aufgehoben werden. Der Wirt hatte sie kaum wieder in die Westentasche gesteckt, da wurde seine Aufmerksamkeit durch ein seltsames, offenbar fremdländisches Gefährt in Anspruch genommen, das, von zwei mit Schellenbügeln geschmückten Ochsen gezogen und von einem jungen Neger in weißen Hosen und roter Jacke geleitet, sich langsam vom Hallischen Tore her über den Brühl bewegte und vor dem Goldenen Kranich anhielt. Der auffallend lange Wagenkasten, der auf vier Rädern ruhte, von denen das hintere Paar sehr hoch, das vordere desto niedriger war, trug ein baldachinartiges Dach von rotem Tuch mit gelben Troddeln, von dem an allen vier Seiten schwere, ebenfalls rote Vorhänge herunterhingen. Daß eine vielköpfige neugierige Menge das merkwürdige Fuhrwerk umdrängte, versteht sich von selbst.

Der Wirt öffnete das Fenster, um besser sehen zu können. Da vernahm er, wie eine Stimme im Innern des Wagens an den schwarzen Venker die Frage richtete: Hassan, sind wir am Ziele? und wie der Neger mit einer tiefen Verbeugung nach dem roten Gezelte hin erwiderte:

Allah sei gedankt! Ich sehe das goldne Bild eines Vogels mit langem Halse, der auf einem Beine steht. Wenn es dir beliebt, mein Herr und Fürst, so beselge die Schwelle dieses Hauses durch den Tritt deines Fußes!

An der hintern Schmalwand des Wagens tat sich der Vorhang auseinander, ein beturbantes Haupt schaute heraus und musterte das Gebäude mit kritischen Blicken.

Es stimmt, Hassan, das ist die Karawanserai zum Goldenen Kranich. Hilf mir heraus!

Der Neger überließ die beiden Ochsen sich selbst, schlug den Vorhang zurück und reichte einem in weite türkische Gewänder gekleideten Manne die Hand. Leute, denen es gelang, einen kurzen Blick in das Innere des Wagens zu werfen, bemerkten darin einen ganzen Berg von orientalischen Teppichen und Kissen, einen Käfig mit zwei Affen und eine unter der Decke des Zeltes angebrachte Stange, auf der einige Papageien saßen. Der Vorhang schloß sich wieder, und der Fremde schritt mit unnachahmlicher Würde in das Haus.

Der Wirt traute seinen Augen nicht, als der seltsame Gast in die Stube trat, wo gerade ein paar Fuhrleute beim Biere saßen und ihr mitgebrachtes Vesperbrot verzehrten. Er hatte in seinem Leben schon viele Morgenländer gesehen, Armentier, Türken und Perser, wie sie sich ja zu jeder Messe einstellten, aber dieser Orientale kam ihm trotz Turban und Raftan nicht so ganz echt vor.

Was befiehlt der Herr? fragte er, nachdem er sich von seiner Verwunderung erholt hatte.

Nachtquartier für mich, meinen Diener und meine Ochsen, antwortete der Fremde. Er hat doch Raum genug in Seinen Ställen? Morgen erwarte ich nämlich noch meinen arabischen Hengst und mein Dromedar.

Raum genug ist da, erwiderte der Wirt, ob aber die Kammer, die ich dem Herrn zur Verfügung stellen kann, seinen Ansprüchen genügt, ist die Frage. Ich bin auf so vornehme Gäste nicht recht eingerichtet.

Ein Müder schläft überall, und wenn er auch kein andres Bett hat als den Sand der Wüste und keinen andern Pfuhl als einen Stein. Übrigens führe ich Decken und Kissen genug bei mir. Mache Er sich deshalb also keine Sorge.

Der Fremde ließ sich an einem Tische nieder und setzte den Tschibuk in Brand, den ihm sein Diener nachgetragen hatte.

Darf ich mir die Frage erlauben, wer dem Herrn mein bescheidenes Haus empfohlen hat? sagte der Wirt.

Sein Haus hat mir niemand empfohlen, aber über seine Mochturtlesuppe habe ich in der Dase Baharijeh unter dem 28. Breitengrade von einem griechischen Kaufmann, der vor fünf Jahren hier zur Messe war, so viel Gutes gehört, daß ich beschloß, die Heimreise von meinem diesmaligen Weltgang über Leipzig zu nehmen. Wenn Er meine Erwartungen nicht enttäuscht, so soll mich der kleine Umweg nicht gereuen.

So so, also unter dem 28. Breitengrade spricht man noch von der Mochturtlesuppe im Goldenen Kranich, bemerkte der Wirt mit großer Befriedigung. Das wundert mich nicht, Sie können auch lange suchen, bis Sie so etwas wiederfinden. Im Hotel de Bavière und im Großen Blumenberg gibts ja auch Mochturtlesuppe, aber die hat mit der meinigen nichts als den Namen gemein. Sehen Sie, ich war zweiundzwanzig Jahre noch beim französischen Gesandten in Dresden, und da habe ich manches gelernt, was mir keiner so leicht nachmacht. Aber, setzte er leuzend hinzu, für etwas wirklich feines haben die Leute hier kein Verständnis, und ganz besonders meine Gäste — er streifte die Fuhrleute mit einem geringschätzigen Blick — kommen über Schweinsknochen mit Kraut und Klößen nicht hinaus.

Der Neger kam wieder herein, kreuzte die Arme über der Brust, verneigte sich vor seinem Herrn und meldete, daß die Ochsen im Stalle untergebracht und wohl versorgt seien.

Gut, Hassan, sagte der Gebieter, geh in die Küche und laß dir deinen Pilaw machen. Mir aber, Herr Wirt, fuhr er zu diesem gewandt fort, bringe Er Mochturtlesuppe, und zwar gleich zwei Portionen.

Raue ging weg, kam aber nach einer Weile mit dem Fremdenbuche wieder und ersuchte den Gast, Namen, Herkunft und Reiseziel darin zu vermerken. Der Fremde blätterte in dem Buche, dessen Seiten nur mit den Eintragungen einfacher Leute wie reisender Kleinhändler, Bauerngutsbesitzer aus der Nachbarschaft, Fuhrunternehmer und Kuriere bedeckt waren, und schrieb dann mit seiner zierlichen Schrift:

Hermann Ludwig Heinrich Fürst von Büdler-Muskau, aus Agypten, Kleinasien und Griechenland kommend, auf der Reise nach seiner Herrschaft Muskau in der Lausitz, eingetroffen allhier im Goldenen Kranich Donnerstag, den 21. Oktober 1840.

Der Wirt hatte ihm beim Schreiben über die Schulter zugesehen und machte, sobald das Wörtchen „Fürst“ aus der Feder war, eine so tiefe Verbeugung, daß

sein kleines rundes Sammetmützchen mit dem Turban seines erlauchten Gastes in Verührung kam.

Und seltsam! Sei es, daß sich das Gerücht von der Ankunft des berühmten Weltreisenden mit Windeseile durch die ganze Stadt verbreitet hatte, sei es, daß die Leipziger Bekannten des Fürsten schon vorher benachrichtigt worden waren, kurz, ehe noch die doppelte Portion Mockturtlesuppe auf dem sauber gedeckten Tische stand, erschienen schon in der verräucherten Gaststube die ersten Zylinderhüte, deren Träger dem beturbanten Fremdling ihre Aufwartung machen wollten. Zuerst kamen die Vertreter des literarischen Leipzigs, die Herren Laube, Herloßsohn und Kühne; der erste überreichte dem Fürsten ein Exemplar seiner „Französischen Lustschlösser“, die beiden andern baten um Beiträge für die von ihnen redigierten Journale „Der Romet“ und „Zeitung für die elegante Welt“ und gaben ihrer Freude darüber Ausdruck, den Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen“ bei so guter Gesundheit und so beneidenswertem Appetit zu sehen. Dann traten die großen Verleger an, die Herren Brockhaus, Härtel, Rost, Duncker, Friedrich Wilhelm Grunow, Karl Reimer und Otto Wigand, sie hatten keine andre Absicht, als sich von der glücklichen Rückkehr des Weltfahrers zu überzeugen und nebenbei vorsichtig auf den Busch zu klopfen, ob er vielleicht aus dem Morgenland ein Manuskript mitgebracht hätte, mit dem man zur nächsten Ostermesse das staunende Abendland beglücken könnte. Den Buchhändlern folgten als Repräsentanten der Wissenschaft die Professoren Fleischer und Pöppig, dieser berühmt als Zoologe und Erforscher Südamerikas, jener als vorzüglicher Kenner des Sanskrits und des Arabischen. Dazu gesellten sich als Vertreter des musikalischen Leipzigs Vorzing und Moritz Hauptmann, während sich Mendelssohn entschuldigen ließ, da er des Gewandhauskonzerts wegen heute nicht abkömmlich war. Dafür wurden Stadt und Regierung durch ihre höchsten Spitzen repräsentiert, diese durch den Kreisdirektor von Falkenstein, jene durch den Bürgermeister Deutrich. Kurzum, es war eine illustre Gesellschaft, die sich im Goldenen Kranich zusammengefunden hatte: soviel Zylinder, soviel Celebritäten!

Währenddessen saß der „Verstorbene“ hinter seinem Teller, ließ sich schmecken, plauderte grazios und geistreich über seine Reisen, sprach von Kairo, Smyrna und Damaskus nicht anders, wie ein Leipziger von Liebertsvolkwitz, Schönefeld oder Vindenuau, nannte den Pascha von Agypten seinen guten Freund und deutete an, daß der Orient erst durch seine Besuche wieder einen Schimmer des ehemaligen Glanzes erhalten habe. Auf die Frage eines der Herren, was er denn als den wertvollsten Gewinn seiner letzten Reise betrachte, erwiderte er mit reizender Blasiertheit: die Erkenntnis, daß man die beste Mockturtlesuppe im Goldenen Kranich zu Leipzig erhalte.

Die Celebritäten lachten, und eine nach der andern bestellte sich nun auch das Gericht, sodaß der Wirt kaum wußte, woher er so schnell das notwendige Quantum Kalbskopf bekommen sollte. Als aber endlich auf allen Tischen die würzige braune Suppe dampfte, da bekannten die Gäste einstimmig, daß sie so etwas Exquisites in der Tat noch nicht gegessen hätten, und priesen die Vorsehung, die den Fürsten in der Dase Bahartjeh mit dem griechischen Kaufmann zusammengeführt hatte. Es war doch auch zu seltsam! Da lebten sie nun von Kindesbeinen an oder doch schon seit Jahren in Leipzig und mußten erst aus dem fernen Morgenlande die Kunde von dem gastronomischen Wunder erhalten, das ihrer in der eignen Vaterstadt harrete. Hier hatte sich also wieder einmal das Wort: *Ex oriente lux* bewahrheitet!

Von diesem Tage an begannen im Goldenen Kranich die Zylinder allmählich die Fuhrmannsmützen zu verdrängen, und die geschwägige Fama verbreitete Neues Ruhm durch Stadt und Land. Wer sich eine Güte tun wollte, der kehrte im Goldenen Kranich ein, und kein Leipziger, der Besuch aus Dresden erhielt, versäumte, seinen Gastfreund mit der wunderbaren Mockturtlesuppe bekannt zu machen.

Das war dann immer ein Triumph, wenn der Dresdner, nachdem er gekostet hatte, bekennen mußte: Nein, so etwas gibt es bei uns nicht!

Aber Naues Talent war keineswegs so einseitig, wie man anfangs geglaubt hatte. Er entpuppte sich jetzt, wo ihm gleichsam die Schwingen gewachsen waren, als einen Meister der feinen Kochkunst, und seinem Mittagstische zuliebe stiegen nun auch vornehme Fremde bei ihm ab, die unter andern Umständen die Logierzimmer im Goldenen Kranich gar zu bescheiden gefunden hätten. Und weil der Wirt wußte, was sich schickt, und was er seinen Gästen schuldig war, ließ er sich nicht mehr in Schürze und Hemdärmeln sehen, sondern erschien, wenn die Herrschaften bei der Tafel saßen, in einem langen schwarzen Rock, dessen Knopfloch eine weiße Rose schmückte. Auf der tadellos saubern Rankingweste aber, die das imposante Gewölbe seines Bauches umspannte, prangte eine massiv goldne Uhrkette, und an dieser hing als Verlocke eine goldne Kapsel von der Größe eines Taubeneis.

Eines Tages nun — es mochten wohl zwanzig Jahre seit dem Besuche des Fürsten Bückler verfloßen sein — nahm sich ein junger Advokat, Herr Schrödter, der wöchentlich ein- oder zweimal im Kranich zu Mittag speiste, die Freiheit, Herrn Naue zu fragen, was es mit dem bewußten goldnen Ei für eine Bewandnis habe, und ob es vielleicht eins von den Eiern sei, die der Goldene Kranich seinem glücklichen Besitzer zu legen pflege.

Der Wirt, der es im allgemeinen für unter seiner Würde hielt, mit jüngern Gästen vertrauliche Gespräche zu führen oder gar auf ihre Scherze einzugehen, mochte gerade guter Laune sein oder sich durch die Erwähnung der goldnen Eier geschmeichelt fühlen, jedenfalls ließ er sich am Tische des Advokaten nieder und stand ihm bereitwillig auf seine Frage Antwort.

Nein, sagte er, es ist keins von den Eiern, die der Kranich gelegt hat, sondern eher das Ei, aus dem der Kranich hervorgegangen ist, wenigstens der Kranich in seiner jetzigen Gestalt und Bedeutung. Denn dieses Haus hat auch einmal andre Zeiten gesehen, es war nicht immer der vornehme Gasthof, als den Sie und Ihre Altersgenossen es kennen.

Aber wie hängt dieser Wandel mit dem Ding dort an Ihrer Uhrkette zusammen?

Das werden Sie gleich hören. Sehen Sie, vor Jahr und Tag, als im Kranich noch lauter kleine Leute verkehrten — es war, unter uns gesagt, eigentlich nur eine Fuhrmannskneipe —, gehörte ein Musikant zu meinen Gästen, der gleichsam über Nacht berühmt geworden war und allen Leuten den Kopf verdrehte. Der Mann hieß Quietschky —

Quietschky? — Quietschky? Amadeus Quietschky? fragte der Advokat. Ach, auf den kann ich mich noch so ganz dunkel besinnen. Meine Mutter hatte sein Bild in der guten Stube hängen, aber eines Tages trug sie in die Bodenkammer, und im Hause durfte nicht mehr davon gesprochen werden.

Kann stimmen! pflichtete der Wirt bei, die Herrlichkeit nahm ein Ende mit Schrecken. Aber sehen Sie, dieser Mann bezahlte die letzte Beche, die er hier machte, mit einer Haselnuß.

Ein sonderbarer Zahlungsmodus! sagte Schrödter, konnten Sie ihn denn nicht pfänden lassen?

Das wäre nicht der Mühe wert gewesen, denn die Beche betrug, wenn ich nicht irre, nur sechzehn Neugroschen.

Zimmerhin! Ich hätte den Kerl an Ihrer Stelle nicht so ohne weiteres laufen lassen. Schon des Prinzips wegen.

Hören Sie nur weiter! Er gab mir die Nuß und erklärte, sie sei mehr als hunderttausend Taler wert und werde mich zum reichsten Manne Leipzigs machen,

Natürlich! sagte der Advokat mit überlegnem Lachen. Schwindler hat es schon damals gegeben, und wie es scheint, auch Leute, die auf Vorspiegelungen falscher Thatfachen hineinfielen. Sie nahmen die Nuß also als Zahlung an?

Gewiß. Ich betrachtete die Sache als einen Scherz und rechnete darauf, er würde bei der nächsten Gelegenheit seine Beche begleichen.

Das war höchst leichtsinnig von Ihnen. Sie durften die Nuß nur unter Vorbehalt annehmen, gewissermaßen als Faustpfand, und mußten unter Zuziehung von Zeugen einen Termin zur Einlösung bestimmen. War dem Manne die Nuß wirklich soviel wert, so würde er sie eingelöst haben. Tat er es aber nicht, so war die Absicht des Betrugs erwiesen. Es handelt sich hier unzweifelhaft um einen Fall von *dolus causam dans*. Nach dem sächsischen Rechte —

Um Gottes willen, kommen Sie nur nicht mit Paragraphen! rief der Wirt. die Sache ist ja längst verjährt, und überdies bin ich dem Musikus sogar zu Dank verpflichtet.

Wie so?

Nun ja, seit ich die Nuß bei mir trage — sehen Sie: hier in dieser goldnen Kapsel habe ich sie —, geht es mir geschäftlich von Jahr zu Jahr besser. Ich bin, was man so zu nennen pflegt, wirklich ein reicher Mann geworden.

Bester Herr Naue — und Sie schämen sich nicht, in unserm aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert noch so lächerlich abergläubisch zu sein?

Abergläubisch bin ich gar nicht.

Was denn sonst? Sie sagten doch, daß, seit Sie die Nuß bei sich trügen, Ihr Geschäft so gut gehe. Was ist das anders als Aberglauben?

Ach was! verteidigte sich der Wirt, an der dummen Nuß hats natürlich nicht gelegen. Die Leute kamen eben dahinter, daß ich zu kochen verstehe.

Na sehen Sie, das war doch gesunder Menschenverstand. Aber weshalb in aller Welt tragen Sie das Ding denn bei sich?

Nur zur Erinnerung an den Tag, wo der erste wirklich vornehme Gast im Goldenen Kranich einkehrte. Er kam nämlich, als ich die Nuß noch kaum eine Viertelstunde in der Tasche hatte.

Das läßt sich hören. Aber sollte nicht doch so ein ganz klein wenig Aberglauben dabei sein? inquirierte der junge Advokat weiter.

Keine Spur von Aberglauben. Was Sie nur denken! Ich bin doch ein aufgeklärter Mann!

Hören Sie — das müßten Sie erst beweisen.

Beweisen? Wie soll ich das machen?

Indem Sie sich der Nuß entäußern. Wenn Sie wirklich nicht an eine besondere Kraft des kleinen Dings glauben, dann kanns Ihnen auch ganz gleich sein, ob Sie gerade diese oder eine beliebige andre als Erinnerungszeichen auf Ihrem Büchlein baumeln haben. Also, wenn ich bitten darf: her mit der Nuß!

Der Wirt machte ein sauer-süßes Gesicht und legte die Nuß in die Hand des Gastes. Gern tat ers gerade nicht, aber er hätte um keinen Preis in den Verdacht kommen mögen, abergläubisch zu sein. Nachher freilich ärgerte er sich, daß er sich seinen Talisman hatte abschwagen lassen, denn nun hatte er plötzlich die Empfindung, als habe er mit der Nuß Hab und Gut, Glück und Ruhm dahingegeben. Er würde, wenn er sich seines Wankelmuths nicht geschämt hätte, dem Advokaten mit Freuden eine ansehnliche Summe für die Nuß geboten haben, brachte es jedoch nicht über sich, dem jungen Manne, der ihn noch immer mit spöttischen Blicken betrachtete, gute Worte zu geben, und mußte es sich zum Überfluß noch gefallen lassen, daß ihm dieser den guten Rat gab, künftig keinem Menschen wieder etwas von der Nuß zu sagen, da er sich dadurch nur lächerlich machen könne.

Nun war aber Herr Naue nicht der Mann, der es fertig brachte, seinen Ärger in der tiefsten Brust zu verschließen. Er begab sich deshalb in die Küche, ohrfeigte ohne triftigen Grund einen Küchenjungen und machte dem Koch, den er vor Jahren selbst angelernt hatte, und der sich auf die Zubereitung von Mockturtlesuppe und andern guten Dingen jetzt weit besser verstand als sein längst aus der Übung gekommener Prinzipal, die heftigsten Vorwürfe wegen eines Eierkuchens, den der Koch hatte aus der Pfanne ins Feuer gleiten lassen. Da gab nun ein Wort das andre, und schließlich erklärte der Koch, er habe die ewige Schinderei nun satt und gehe lieber heute als morgen. Übrigens sei es schon längst seine Absicht, sich selbstständig zu machen, und er könne jetzt schon verraten, daß er zum 1. Januar die Stadt London übernehme. Das klang nun nicht gerade wie Musik in Herrn Naues Ohren, und er zog es vor, den Schauplatz seiner Niederlage schleunigst zu verlassen und wieder den Speisesaal aufzusuchen, wo die Gäste, wie er sich einbildete, nach seinem Anblick und dem Zauber seines leutfeligen Wesens schmachteten.

Zu seiner höchsten Verwunderung wurde er dort jedoch nicht mit der Ehrerbietung empfangen, auf die er Anspruch zu haben glaubte.

Sie, Herr Wirt! rief der eine, was ist denn heute mit dem Essen geschehen? Die Suppe ist so versalzen, als ob ein ganzes Salzmagazin hineingeraten wäre.

Ach, die Suppe mag noch angehn, sagte ein anderer, aber die Bratensoße ist völlig ungenießbar. In Ihrer Küche scheint ja der Teufel los zu sein.

Ich glaube, er will uns zwingen, mehr von seinem sauern Moselwein zu trinken, bemerkte der dritte, am Essen verdient er ja nichts, wie er immer behauptet, obwohl man die Portion durchschnittlich einen bis zwei Groschen teurer bezahlen muß als anderswo.

Ja ja, warf der vierte ein, der Kranich hat sich gemausert. Er ist längst nicht mehr das, was er früher war. Und dann die Behandlung, die man sich hier gefallen lassen muß! Der Wirt tut gerade, als ob er die Gäste aus purer Gnade in seinem Lokale duldet!

Und merkwürdig! Herr Naue, der sonst doch nicht auf den Mund gefallen war, drückte sich verschüchtert und kleinlaut zwischen den Tischen umher, machte schwächliche Versuche, sich zu entschuldigen, und flüchtete schließlich mutlos in seine Privatgemächer. Die Gäste aber schimpften weiter, jeder einzelne brachte einen neuen Mißstand zur Sprache, man zog Vergleiche zwischen dem Goldenen Kranich und den andern Gasthöfen der Stadt und gelangte zu der Überzeugung, daß man im Pologne, im Ruffie, im Bavière, ja sogar im Grünen Baum tausendmal besser aufgehoben sei.

Und die Folge von alledem? Nach sechs Wochen saßen an den ungedeckten Tischen im Kranich wieder Fuhrleute, reisende Hausierer und kleine Bauern, und der Wirt stand wie ehemals in Schürze und Hemdärmeln am Bierfaß und zapfte, aber das Zapfen schien ihm jetzt eine viel saurere Arbeit als vor zwanzig Jahren, und seine Nase konnte sich ebensowenig an den heißen Tabaksqualm gewöhnen, wie seine Ohren an die derben Redewendungen seiner Gäste. Es war wirklich ein Jammer! Und wer war, im Grunde genommen, allein daran schuld? Der kleine Küchenjunge, der sich für die unverdient erhaltne Ohrfeige durch ein paar Hände voll Salz fürchtbar gerächt hatte!

(Schluß folgt)

